

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1910

105 (11.5.1910) 3. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparlei.

Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2,70. In der Geschäftsstelle oder den Abzügen abgeholt, monatlich 80 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt, monatlich 85 Pfg. Briefträger ins & aus gebracht, 3.87 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.

Beilagen:
Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „**Sterne und Blumen**“.
Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „**Blätter für den Familientisch**“.

Anzeigen: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 26 Pfg., Resten 60 Pfg. Lokalanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle als Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.

Redaktionsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.

Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton (i. B.): Franz Wähler; für Ausland, Nachrichtendienst und den allgemeinen Teil: Franz Wähler; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; sämtliche in Karlsruhe.

Verantwortlich für Anzeigen und Resten: Hermann Wähler in Karlsruhe.

Das neue Stellenvermittlungsgesetz.

Von Dr. Pfeiffer, M. d. R.
Der Reichstag beschloß am Montag vor acht Tagen über das neue Stellenvermittlungsgesetz, dessen weittragende Bedeutung bereits in erster Lesung von den Mitgliedern der Parteien anerkannt wurde. Die Kommission war in ihren Beschlüssen in einigen wichtigen Punkten über die Vorlage der verbündeten Regierungen hinausgegangen und hatte Verschärfungen eingefügt, die im Interesse der Stelleninhaber eine Verbesserung des jetzigen Rechtszustandes darstellen. Der Reichstag stimmte diesen Vorschlägen zu.

Das Bestreben, den öffentlich rechtlichen Arbeitsnachweis zu fördern und das Stellenvermittlungswesen als privates Gewerbe zurückzudrängen, tritt in dem Gesetz hervor in der Bestimmung, daß die Träger des öffentlichen Arbeitsnachweises bei Festlegung der Gebühren zu hören sind, sowie in der ihnen erteilten Berechtigung, selbständig bei der Polizeibehörde Antrag auf Entziehung der zum Stellenvermittlungsgewerbebetriebe erteilten Erlaubnis zu stellen.

Für alle Verufe wichtig sind die Vorschriften über die Eintragung der Konfession. Diese wird nur bewilligt, wenn keine Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb oder auf seine persönlichen Verhältnisse darthun. Sodann, wenn das Bedürfnis besteht.

Ein Bedürfnis wird vor allem da nicht angenommen, wo ein öffentlicher gemeinnütziger Arbeitsnachweis eingerichtet ist. Eine Verschärfung der Konfession bedeutet die neue Bestimmung, daß ausschließlich die Berufe zu bezeichnen sind, für welche der Stellenvermittler tätig sein darf.

Dem großen Unfug, daß Stellenvermittler verschiedene Gewerbe treiben, z. B. Herbergen, Gastwirtschaften, Kleiderhandel, Sattel und Schuh- und Bekleidungsgegenstände, Lotterielosen, Geldwechsel, oder Wandleihgeschäfte und anderes, und diese Geschäfte zum Nachteil der Stelleninhaber als Beeinflussungsmittel auszunutzen, ist gekütert durch die Vorschrift des § 2, in dem ein solcher Geschäftsbetrieb verboten ist. Die Beschränkung geht so weit, daß der Vermittler mit anderen Gewerbebetriebe verbundenen Art nicht so in Geschäftsverbindung treten darf, daß er sich von ihnen Vergütungen irgend welcher Art gewöhnen oder versprechen läßt. Ferner darf er keine Tätigkeit nicht zu Anpreisungen für eigene oder fremde Gewerbebetriebe benützen.

Der Stellenvermittler darf nach den neuen Gesetzesvorschriften auch kein Fandrecht mehr ausüben an den Papieren, die ihm vom Stelleninhaber übergeben werden, z. B. Arbeitsbücher, Ausweispaßiere und Zeugnisse. Derartige Papiere wurden, es ist das eine vielgeheißene Klage, sehr oft zurückgehalten, um einen Stelleninhaber den Verkehr mit einem Konkurrenzunternehmer unmöglich zu machen oder um einen Druck auf ihn auszuüben in der Weiterbildung von Geschäftsverhältnissen.

Johann Peter Hebel.

Nr. 150. Wiederkehr seines Geburtsfestes (10. Mai 1760).

Am 10. Mai 1760 wurde Johann Peter Hebel zu Wetzlar, dem Mittelpunkt des ganzen oberdeutschen Alemannentums, der reichsten und weltmännlichsten Stadt damals am Oberrhein, geboren. Dort arbeiteten die Gelehrten allomermittel in Haus und Garten eines Dienstherrn im Logglohn, bis der Winter sie wieder in die Heimat, nach Hausen im badischen Wiesental, führte, wo der Vater dann seinen Handwerb oblag als Webermeister und Hinterlassener. Als Weiskäufer war der Vater bis nach Krotzsch gekommen, hatte auch im österreichischen Erbfolgekrieg für Maria Theresia gekämpft, dann aber den Kriegskost an den Nagel gehängt und noch einige Jahre sein Handwerk geliebt in der alemannischen Heimat seiner Frau. Ein Jahr nach der Geburt des Sohnes starb er. Die Mutter, die durch die Heimat ihr väterlicherseits verloren hatte, teilte auch als Witwe ihren väterlichen Hausen und Hof.

In Hausen im Wiesental hat Johann Peter Hebel eine glückliche Jugend verlebt, nicht als ein Glücklichster, aber als ein Sonntagskind, als

Wohlfühlend toll und frisch.

Wie's Blies im schönsten Bietet sich!

Hausen und das Wiesental sind der Nährboden für Hebels Natur und stille Lebensfreude gewesen. Das Wiesental gehört zum Markgräflerland, einem unverwundlichen Teil des eigenartigen Alemannenvolkes, das von den Alpen herab, zu beiden Seiten des Oberrheins, zwischen Vogesen und Schwarzwald und darüber hinaus bis nach Schwaben hinein sich ausbreitet. Die Alemannen sind ein kräftiges, arbeitames, einfaches und fröhliches Volk. Dabei tief religiös. Ihm hielt Hebel die Seele mit Herz und Mund, auch nachdem er als Dreizehnjähriger durch den Tod der Mutter (1773) aus der Heimat getrennt wurde. Die Mutter hat Hebel das Rechte, immer kindliche Gemüt gegeben, das wir an dem Dichter bewundern.

Noch kurz vor ihrem Tod hatte sie den Sohn auf die

lateinische nach Schopfheim, dem nahen Städtchen des Wiesentals gegeben: Der erste Schritt zu dem von der Mutter und ihm gewünschten theologischen Beruf. Schon als Kind hatte Peter auf dem Schmelz gepredigt, und bei der Vorstellung vor dem Rektor des Gymnasiums illustre in Karlsruhe, wozu er vierzehnjährig auf Verwendung eines Gönners kam, erklärte er fröhlich, er wolle ein Priester werden. Hebel hat mit seinem hellen Kopf in den vier Karlsruher Gymnasialjahren manches Lob und ein ehrenvolles Abgangszeugnis geholt, auch manche „Vogel“ (Wohheit) in seiner natürlichen, frischen Fröhlichkeit geleistet. Die beiden obersten Klassen des Gymnasiums boten damals und noch zur Zeit, als Hebel selbst Lehrer am Gymnasium war, eine Art Universitätsstudium. Fortgesetzt hat Hebel dasselbe von 1778 an in Erlangen. 1780 wurde er Pfarrkandidat. Da er aber trotz seines Gramens vorerst nicht Verwendung finden konnte, ging er als Hauslehrer nach Dertingen im oberen Markgräflerland. 1783 erfolgte die Ernennung zum Präzeptoralektor am Pädagogium in Lörrach. Acht Jahre lang war Hebel hier Lehrer und Gelegenheitsprediger in Stadt und Umgebung. Hier besonders entwickelte sich seine heitere Naturbeobachtung. Es wird die schönste Zeit seines Lebens gewesen sein. Treue gleichgestimmte Freundschaft verband ihn mit Kollegen und Pfarrern der Nachbarschaft, Freundschaften, die alle auch im späteren Leben erhalten wurden. Der Feldberg und der majestätische Belchen, die beiden höchsten Schwarzwaldberge, zu denen der Markgräfler stets hinaufschaut, wurden die Zummelpflege jugendlich schwärmerischen Liebesmutes, voll Romantik und Prometheusgedanken; es sind die Jahre des „Belchismus“ oder der „Prometeer“ mit Geheimtut des „Prometeus“, dessen Altar der Belchen war) und Geheimsprache. Sie spiegeln sich noch im Alter im „poetischen Briefwechsel“ mit den Freunden. Auch eine Freundschaft trat hier vor die Seele des Dichters, Gustave Fiedt. Doch bei den schlechten Umstellungsverhältnissen war kein festes Ziel im Auge zu fassen. So blieb es bei einer Freundschaft, die bis ans Lebensende dauerte. Wie Grillparzer schritt er sein Lebenlang neben

dem § 2, dem zufolge hat die Landeszentralbehörde im Zweifelsfalle zu entscheiden, welche Betriebe als Stellenvermittlungsbetriebe anzusehen sind. Diese Entscheidung ist für alle Gerichte und Verwaltungsbehörden verbindlich. — Das Stellenvermittlungsgesetz wird unzweifelhaft ermöglichen, die unläutersten Elemente, die bisher die Notlage ihrer Klienten als Erwerbquelle ausnützten, unglücklich zu machen. Es wird aber auch den Arbeitstuchenden in allen Fällen einen größeren Schutz und größere Sicherheit gewähren und dadurch beitragen zur Festigung unseres sozialen Lebens überhaupt. (Wir dürfen noch beifügen, daß die größten Verdienste um das Zustandekommen dieses Gesetzes sich der Abg. Dr. Pfeiffer erworben hat, der auch einen trefflichen Kommissionsbericht hierüber erstattete. Die Red.)

Deutschland.

Berlin, 11. Mai 1910.

Ueber das Verhältnis des Zentrums zu den Konservativen bringt die „Deutsche Tageszeitung“ in einem Artikel „Das Vaterland über die Partei“ einen sehr bemerkenswerten Artikel. Antizipierend an das Ergebnis der Wahl in Ost- und Westpreußen und die dortige Verheerung der Wähler durch die liberale und sozialistische Presse zuzuschreiben sei, insbesondere der Behauptung, die konservative Partei habe in einem Abhängigkeits- und Bündnisverhältnis zum Zentrum. Trotzdem wiederholt durch Tatsachen der Beweis erbracht sei, daß die konservative Partei vollständig frei und selbständig entscheide (wie auch umgekehrt die Zentrumspartei) über dieses Bündnis noch immer aufrechtzuerhalten. Das sei namentlich bei der Wahl in Ostpreußen. So heiße es z. B. in einem Artikel der „Täglichen Rundschau“:

„Aber in einem Punkte verstehen die massierten Bayern keinen Spaß, und das ist in ihrem evangelischen Glauben; eine Partei, die Arm in Arm mit dem Zentrum antritt, hat es mit ihnen verdoeben.“

Und weiter: „Man konnte in jenen Tagen des politischen Kampfes nach der Finanzreform die Penetration hören: Na, nu solle wir wieder alle katholisch wern.“

Dazu bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“: „Was sind das für ungeschickliche Redereien und Unterstellungen! Und denn kann jedes laienliche Ueber-einstimmen und demgemäße Zusammengehen mit dem Zentrum unbedingt wie die Welt gemeinbar werden? Soll der große Bruchteil des deutschen Volkes, der sich in der Zentrumspartei vereinigt, denn etwa wie die Pariaschicht als anrüchlich angesehen werden? Darauf ließe doch praktisch — theoretisch würde ein solcher Standpunkt natürlich nicht zugehen werden —, das Verhalten der Liberalen hinaus. Wir müssen aber vom allgemeinen deutschen Gesichtspunkte aus, ohne Rücksicht auf die jeweilige Partei, trotz aller Anstände, die wir

im einzelnen gegen das Zentrum haben, z. B. vielfach in der Polenfrage, hiergegen auch als evangelische Bewahrung einlegen. Wir halten an dem Begriffe der Einheit des deutschen Volkes auf dem gemeinsamen Boden des Vaterlandes fest und wollen niemand ausstoßen, der sich nicht selbst durch sein allgemeines Verhalten aus dieser Gemeinschaft ausschließt. Das tut das deutsch-katholische Volk, auch in seinen Zentrumsteilen, nicht. Es hat stammesbrüderlich neben seinen evangelischen Volksgenossen 1870/71 gekämpft und das Deutsche Reich mit gründen helfen. Jungst haben wir an den Stätten des Heiligen Landes ein vollstimmiges Zusammenhalten der Deutschen Pilger beiderlei Bekenntnisses erlebt, und das „Deutschland über Alles“, das die katholischen Pilger in der Heiligen Stätte zu Jerusalem gesungen haben, soll nicht ohne Absicht in der gemeinsamen deutschen Heimat betrauten. Wir alle, die wir fest auf dem Boden des Christentums und des monarchischen Deutschlands stehen, können und wollen nicht in dieser Hinsicht das manderlei Gemeinsame mit dem Zentrum übersehen, wobei wir als evangelische dennoch unseren religiösen Sonderstandpunkt treu wahren, gerade so gut wie dies die Katholiken tun. Daran soll auch niemand gehindert werden. Wir wollen ferner auch nicht verzeihen, daß die von Bismarck eingeleitete Wirtschaftspolitik, die unseren großen wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt hat, mit dem Zentrum gegen den Liberalismus zutage gekommen ist. Ebenso wollen wir umgekehrt nie aus den Augen verlieren, daß der vom Liberalismus geförderte rosarote Großstadl unmittelbar staatsgefährdend und volksverderbend wirkt. Die Sozialdemokratie, wenn auch dem deutschen Volke angehörend, hat sich doch selbst in gewissem Grade durch ihre leitenden Grundsätze außerhalb des geschlossenen Volksverbandes gestellt. Sie ist und will „international“ sein. Sie will den heutigen Staat und die Monarchie von Grund aus beseitigen. Religion und Christentum sollen ihr „Privatsache“ sein; doch geht die Praxis noch einen Schritt weiter und steht dem Christentum überhaupt feindselig gegenüber. Nicht umsonst ist die Mehrzahl der führenden Männer konfessionslos, freireligiös oder mosaisch (jüdisch). Das ausgesprochene Christentum, das in konservativen und Zentrumskreisen herrschend ist, ist für so vieler Gegner eine sehr wesentliche Ursache der Verbannung. Dabei das bei vielen — nicht bei allen — Liberalen und Sozialisten so beliebte Schlagwort vom Kampfe: „Gegen Ruiner und Pfaffen“, wenn sie gegen die vorgenannten Parteigruppen zu Felde ziehen.

Was ist Zentrumspolitik? Wir lesen in der „Nussb. Postzeitung“: Vom Schöffengericht St. Ingbert in der Pfalz wurde vor wenigen Tagen der Redakteur des dortigen liberalen „St. Ingberter Anzeigers“, Pfeiffer, wegen Beleidigung des katholischen Pfarrers Graf von Dammersheim zu 25 Mark Geldstrafe und Tragung der Kosten verurteilt, weil das Gericht annahm, daß der Privatbesitzer des Wahrheitsbeweises nicht erbracht habe, und daß auch die Form des Eingelands schon die Absicht der Beleidigung erkennen lasse. Es handelt sich um eine Klage, die Pfarrer Graf auf der Kanzel gemacht haben sollte. In seinem Schlussworte nach dem Platschwort führte Pfeiffer nach der „Westfäl. Zeitung“ Nr. 104 vom 6. Mai aus:

„es werde zwar gelagt, Pfarrer Graf sei ein Idealparrer. Andere seien aber anderer Ansicht. Er habe zwar die Post gebracht, den Maßfetzen (Berein) und sich um die Autoverbindung gekümmert; dies seien aber lauter weltliche Dinge, die mit dem Pfarrer nichts zu tun haben.“

der Frau seines Herzens einber. „Als ich heiraten wollte, konnte ich nicht, als ich konnte, wollte ich nicht“, geistert der alternde Hebel.

Langen nur folgte Hebel 1791 einer Berufung nach Karlsruhe. Aber trotz alles heimlich murrden und trübseligen Heimwehs lieb ihn die kleine markgräfliche Residenz nicht mehr los. Lange konnte und wollte Hebel in ihr nicht heimlich werden; stattdes sich doch immer noch in den Anfängen. 1779 hatte sie Güte bei seinem Aufenthalt den Ausdruck entlockt: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!“ Der Subdilektus Hebel ward 1792 Hofbibliothekar, 1798 Professor der dogmatischen Theologie und bebräuteten Sprache am Gymnasium illustre. In den Kriegsjahren der 90er Jahre war das Leben in Karlsruhe noch düsterer als zuvor. Wer konnte, verließ die oft bedrohte Stadt; Hebel blieb und übernahm im Gymnasium auch den naturwissenschaftlichen Unterricht, zu dem ihn seine jahrelange Beschäftigung mit der Natur befähigte. Der Vertreter des Fröhen hatte die wertvollen Sammlungen vor der Kriegskatastrophe nach Erlangen geflüchtet. Hebel nahm kaum an den großen Ereignissen teil. Er schickte gelegentlich einen Brief mit einem „Gott und dem Napoleon empfohlen“, meist aber verfolgt er kaum die Zeitungen. Nur auf einer kurzen Reise nach Lörrach,

„felsenlos, So anno ledensünig der Franzos So ubing“) glüofte det.“

als Erzherzog Karl am Oberrhein zwischen Wetzlar und Freiburg den Franzosen den Rheinübergang wehrte, kam er in nahe Fühlung mit dem Ernst des Krieges. Zu Hause aber brach sich der alte Humor immer wieder Bahn: Als von Napoleons Gnaden die neuen Sterne am deutschen Firmament aufgingen, erkannte er sich selbst zum „Wild- und Abingrafen Peter I. von Gomb und Almannshausen“ und nennt die Rheinbundfürsten seine „Allierten“. Die Freundschaften aber von Campo

*) ungeheuer.

Formio und Vinciville feierte Johann Peter Hebel durch seine „Alemannischen Gedichte“. Sie entstanden meist 1801 und 1802 und tragen seinen Namen durch ganz Deutschland und darüber hinaus. Die Besprechungen durch J. G. Jacobi, H. Voh, Jean Paul und Göthe (in der Jenaeer „Literaturzeitung“) sorgten für seinen literarischen Ruhm. Schauspieler und Schauspielerinnen baten ihn um die Günst, die Alemannischen Gedichte vorlesen zu dürfen und wurden seine Schüler in der ungewohnten Aussprache. Geheilte Hendl bereitete ihm und seiner Heimatsprache durch eine öffentliche Vorlesung in Karlsruhe einen Ehrentag, den er nie vergaß. „Ja kann ia gewissen Momenten“, färdet er einem Freunde, „inwendig in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, daß es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlich gewachte Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu erlangen. Sie ist nun gekannt, wird geliebt und studiert, wo Deutsche sind, in Paris, in Rom, in Varschau, in Petersburg. Sie wird auf den ersten Theatern in Wien, München, Karlsruhe, Frankfurt in den Deklamatorien mit Beifall gehört und wandert nun mit Madame Hendl nach Bremen, Hamburg und Petersburg.“ Aber seine Bescheidenheit ward dabei auch auf harte Proben gestellt; so als den einfachen Mann sogar Fürstlichkeiten besuchten.

Hebel, der 1805 zum Kirchenrat ernannt worden war, wurde 1808 Direktor des Gymnasiums, nun Lycäum genannt. Seit 1814 wurde er ins Ministerium in die kirchliche Verwaltung gezogen, 1818 wurde er Prälat der eben durch die Union der lutherischen und reformierten Kirche entstandenen evangelischen Landeskirche und als solcher Mitglied der Ersten Kammer. Diese Würde brachte Mühen und Sorgen; die Fahrten ins Oberland, die er von Karlsruhe aus immer wieder unternommen hatte zu Freunden und Verwandten, die wie die Feldberg- und Belchenwanderungen die Schönheiten des Schwarzwalds für Hunderttausende erst erschlossen haben, hörten auf. Um ihn selbst wurde es auch leerer. Mancher treuer Freund sank ins Grab. Von

